

# Rechtfertigung, eine Verheißung

Martin Walser, mit Paulus gelesen

*Thomas Söding, Bochum*

Martin Walser zeigt in seiner grandiosen Rede über die Versuchung der Rechtfertigung zweierlei: Jeder will und muss, aber niemand kann sich rechtfertigen. Das genau ist die paulinische Entdeckung. Aber sie wird von Martin Walser, der Paulus mit den Augen von Karl Barth betrachtet, gegen das Licht gehalten. Beim Apostel ist die Rechtfertigung eine Versuchung, die zur Verheißung wird, bei Martin Walser eine Verheißung, die zur Versuchung wird. Genauer ist die Rechtfertigungslehre selten analysiert und aktualisiert worden.

## I.

Walser exemplifiziert seine These an zwei prominenten Reden. Die eine hat Jean Ziegler, die andere Joachim Gauck gehalten. In beiden Reden, entlarvt Walser, ist einfach alles richtig; in beiden Reden rechtfertigt sich der Redner durch seine Themen- und seine Wortwahl auf eine Weise, die schlechterdings keine Fragen mehr zulässt: Es ist ein einziges Elend.

Walser ist aber nicht nur in der Analyse der politischen Rhetorik, sondern auch seiner eigenen Biographie so schonungslos, dass der Text über die Versuchung der Rechtfertigung auf frappierende Weise dieser Versuchung selbst erliegt – und erst dadurch die These begründet, die er aufstellt. Der Schriftsteller gibt einen Einblick in sein Tagebuch, in dem er die Selbstgerechtigkeit seiner Gerechtigkeitsliebe preisgibt; er gewährt Einsicht in das Motiv seiner politischen Interventionen, die ihn immer in Rechtfertigungszwänge geführt haben, denen er immer

nachgegeben hat; er will Einverständnis mit seiner Kritik des Rechtfertigungsmechanismus herbeiführen, die ihrerseits die Verweigerung rechtfertigt – all das ist eine so intelligente, so demütige und selbstkritische Selbstrechtfertigung, dass schlagartig klar wird, warum sie eine Versuchung ist und weshalb ihr niemand sich zu entziehen vermag. Walser stellt den Druck dar, Recht haben zu müssen; er beschreibt den herrschenden Moralismus. Aber er übt und erfährt auch eine Kritik, die noch im Gewand der Heuchelei der Wahrheitsliebe geschuldet ist; er demaskiert die Selbstverachtung als besonders raffinierte Form der Selbstrechtfertigung; er vermisst Gott, der weder totgeredet noch totgeschwiegen werden kann.

Doch Walser treibt den Gedanken noch weiter voran als bis zur schonungslosen Selbstanalyse. Auch die Literatur wird untersucht, gerade sie. Walser liest sie in einer radikal humanen Hermeneutik: als Zeugnis von Menschen, die sie geschrieben haben, und von Menschen, die sie zum Leben erweckt. Franz Kafka, Robert Walser, Jean Paul, Dostojewski – „dass es für sie keine Rechtfertigung mehr gibt“, wissen alle, so Martin Walser; deshalb schreiben sie: „Den Figuren, in denen sie sich ausdrücken, ist auf dieser Welt, unter den herrschenden Umständen nicht zu helfen. Ja, ihnen ist sogar unter keinen Umständen zu helfen.“ Die Literatur ist der Ort, an dem diese Wahrheit zur Sprache kommt. Es ist für Walser selbst die Ironie, die Thomas Mann sehen lässt, dass bei einem wie Hans Castorp „Debussy-Musik die Rechtfertigungsfrage zum Schweigen bringe“. Es ist für Walser mehr noch die Empfindlichkeit, die Friedrich Nietzsche erkennen lässt, dass „durch die Tragödie das Dasein der Welt gerechtfertigt“ werde, weil Schönheit leiden muss. Aber es ist Martin Walser selbst, der in der Not die Schuld und im Versagen das Verhängnis erkennt und in der Ironie die Heuchelei und in der Heuchelei den Ernst der Lage.

Die Literatur, Kafka vor allem, inspiriert die Reflexion, die am Ende, so lese ich den Essay als Theologe, zur Meditation wird, die ausspricht, dass „wir“ uns rechtfertigen müssen, aber nicht können; deshalb zeigt sie eine Demut, die hochgemut ist: „Ich möchte nichts wissen, was die Kerze nicht weiß“; und macht eine Feststellung, die ein Postulat ist: „Die Welt gehört unter die Haube“.

## II.

Martin Walser entdeckt Karl Barth: „einen Religiösen, dem es tatsächlich gelingt, aus diesem Wettbewerb des Rechthabermüssens auszusteigen, weil er die uralte Not, Rechtfertigung zu suchen, nicht betäuben konnte“. Walser sieht ihn genau auf der Linie, in der Barth sich selbst gesehen hat: von Paulus und Augustinus zu Calvin und Luther. Ihre Religion, so Walser, dürfe es sich zur Ehre gereichen lassen, dass sie „die Frage, wie ein Mensch Rechtfertigung erreiche, nie hat aussterben lassen.“

Walser hat Barths Kommentar zum Römerbrief gelesen. Dieser Kommentar ist der eruptive Ausdruck einer Theologie, die ganz auf das Wort Gottes setzt, das alle Menschen zum Reden und alle Worte zum Schweigen bringt. Diese Theologie wird gerne „dialektisch“ genannt, weil sie den Widerspruch zwischen dem Menschen- und dem Gotteswort aufbrechen lässt, aber immer zugleich die Unmöglichkeit, von Gott zu schweigen, mit der Versuchung verbindet, seiner Herr zu werden.

Die Rechtfertigungstheologie treibt bei Barth, wie er Paulus versteht, diese Dialektik voran. Sie wird am „Ruhm“ festgemacht, den ein Mensch immer haben und dann vor Gott geltend machen will, am massivsten in Form der Religion. Nichts dürfe davon bleiben, keine Religion, keine Frömmigkeit – nur eine Leere, die allein Gott ausfüllt, der sie geschaffen hat: „Nichts Menschliches bleibt übrig, was mehr sein wollte als Hohlraum, Entbehren, Möglichkeit und Hinweis, als unscheinbarste unter den Erscheinungen dieser Welt, als Staub und Asche vor Gott, wie alles, was in der Welt ist. Der Glaube bleibt nur als Glaube übrig, ohne Selbstwert (auch ohne den Selbstwert der Selbstverleugnung!)“.

Karl Barths Römerbrief ist, so richtig erst in der 2. Auflage von 1922, die Walser studiert hat, die entschiedene Abkehr vom Kulturprotestantismus, das prophetische Nein zu einer Symbiose von Glaube und Kultur, der Abbruch einer Kulisse, hinter der die Not der Rechtfertigung im Gestus des Rechthabens versteckt wird.

Karl Barths Inspiration ist die paulinische Theologie. Er liest den Römerbrief mit der Brille des westlichen Intellektuellen, der sein Ich angesprochen findet, seine Leistungsfähigkeit, sein Scheitern, seine Hoffnung wider alle Hoffnung. Das ist die große Linie, auf der im lateinischen Westen, ganz anders als im Orient der Orthodoxie, Paulus

seine Spuren gezogen hat, evangelisch wie katholisch. Recht und Ordnung sind römische Errungenschaften, Disziplin und Arbeit römische Tugenden, die das Christentum im Okzident charakterisieren. Max Weber, den Walser ins Gespräch zieht, hat diese Religion säkularisiert und so das säkulare Zeitalter auf seine religiösen Wurzeln zurückgeführt.

Paulus selbst ist freilich kein Teil dieser westlichen Zivilisation. Er ist ihr voraus. Er ist ein Römer, aber er ist es als Jude. Er schreibt den Römern; aber er sendet seinen Brief als Apostel Jesu Christi. Paulus hat, gerade im Römerbrief, das „Ich“ in schonungsloser Offenheit analysiert: so, dass er persönlich nie außen vor bleibt, aber niemanden auf seine eigenen Obsessionen festlegt. Paulus hat jedoch, gerade im Römerbrief, die Rechtfertigungstheologie nicht nur in der 1. Person Singular, sondern auch in der 1. Person Plural getrieben: als Mitglied der Kirche, als Mitglied des Gottesvolkes Israel, als Mitglied des politischen Kosmos. Die öffentlichen Themen, an denen Martin Walser politisch gearbeitet hat: der Widerstand gegen den Vietnam-Krieg, der Widerstand gegen die Akzeptanz der deutschen Spaltung, der Widerstand gegen die Funktionalisierung des Holocaust-Gedenkens – sie zeichnen heute die Horizonte nach, in denen Paulus seinerzeit die Rechtfertigungslehre geortet hat: im Verhältnis zum Imperium Romanum, im Verhältnis zu den Juden, im Verhältnis zu den anderen Gläubigen. Die Rechtfertigungslehre ist persönlich; aber sie ist auch politisch, und sie ist kirchlich.

In der Paulusforschung nach Barth sind diese Dimensionen der Rechtfertigungslehre wieder geöffnet worden. Paulus hat durch die Rechtfertigungslehre erstens die Kraft gewonnen, die Politik zu entmythologisieren und sie auf ihre Funktion zu konzentrieren, dem Frieden zu dienen, wie er auf Erden möglich ist, wenn der Himmel sich über ihr ausspannt. Paulus hat durch die Rechtfertigungslehre zweitens die Kraft gewonnen, die eigene „Sendung“ der Juden, wie Joseph Ratzinger sich als Paulus-Exeget ausgedrückt hat, anzuerkennen, aus der Gott allein das Beste machen wird. Paulus hat durch die Rechtfertigungslehre drittens auch die Kraft gewonnen, die Einheit der Kirche als eine kleine Verwirklichung dessen zu deuten, was Gott mit der großen Schöpfung im Sinn hat, wenn sie überhaupt Sinn machen soll: die Einigung der Menschen untereinander, die immer die vielen bleiben, und ihre Einigung mit Gott, der immer der Eine bleibt.

Paulus öffnet diese Dimensionen, weil er im Römerbrief die Theologie der Rechtfertigung als eine Theologie der Gerechtigkeit denkt: der

Gerechtigkeit Gottes und der aus ihr folgenden und in ihr aufgeschlossenen Gerechtigkeit von Menschen. Gott ist gerecht, weil er zu seinem Wort steht und seine Verheißung, alle durch den Glauben zu retten, wahr macht. Er ist gerecht, weil er genau zwischen Gut und Böse unterscheidet. Er ist aber vor allem deshalb gerecht, weil er Gerechtigkeit schafft, wo Ungerechtigkeit herrscht. Es ist eine himmlische Gerechtigkeit, die auf Erden ausstrahlt und Menschen so faszinieren soll, dass sie ihrerseits Gerechtigkeit üben, so gut sie können: im eigenen Herzen, in der Kirche, im Verhältnis zu Israel, inmitten der Welt.

Martin Walser konzentriert sich in seiner Rede, wie Barth in seinem Kommentar, auf die personale Dimension der Rechtfertigung. Er erkennt nicht, von welchem Ansatzpunkt aus der Apostel denkt. Es ist eine außerordentliche Wertschätzung, wenn Martin Walser erklärt, für ihn sei Religion Literatur. Das ist der Römerbrief auch für die Theologie. Deshalb wird er studiert, analysiert, interpretiert. Auch Karl Barth hat als Leser einen Zugang zur Rechtfertigungslehre gefunden. Es gehört zu seiner Theologie des Wortes Gottes, dass er nicht bei sich selbst anfängt, sondern bei einem, dem Apostel, mit dem Gott etwas angefangen hat und der davon in einer Weise Rechenschaft abgelegt hat, dass seine Briefe zur Heiligen Schrift des Christentums gerechnet werden.

Der Römerbrief ist als Zeugnis eines Glaubens sichtbar, der aus einer tiefen Gotteserfahrung kommt und alle die das Schreiben lesen, in den Glauben einführen will. Paulus denkt die Rechtfertigung theologisch. Ihm geht der Glauben so nahe, wie er der Moderne fremd geworden ist. Freilich ist es gerade diese Theozentrik, die begründet, weshalb der Apostel bis heute gelesen wird und etwas zu sagen hat.

Paulus beschreibt seine eigene Gotteserfahrung. Es ist die Erfahrung eines ungeheuer Religiösen, der – wie er in einem anderen Brief bekennt – aus Übereifer und im Übermaß gewalttätig geworden ist: gegen jene Juden, die den irrsinnigen Gedanken hatten, ein Gekreuzigter könne der messianische Gottessohn sein, an dem die Zukunft Israels und der Völker, ja der ganzen Welt hänge. Es war ein Eifer für Gott, der vernichtet hat.

Paulus bohrt tief. Seine Briefe sind auch öffentliche Gewissenserforschung. Sie bekennen, dass er sich rechtfertigen wollte, aber nicht konnte. Er sieht, im Rückblick und im Licht einer Offenbarung, die ihm, wie er überzeugt ist, zuteil geworden ist, dass er nicht nur ein moralisches Problem hatte, was schlimm genug gewesen ist, sondern ein theologi-

ches, das sein Gottes- und sein Selbstbild, damit auch sein Welt- und Menschenbild getrübt hat. Und er geht noch weiter, indem er, der immer bei seinem Ich und seinem Du Gottes, seinem Wir der Juden und der Christen bleibt, zeigt, dass er von seinem ganz persönlichen Standpunkt das Problem aller Juden, ja aller Menschen aufdeckt und nicht die Schuld auf andere abwälzen, sondern sich der Verantwortung stellen will. Dass er als Apostel immer umstritten geblieben ist, hat ihm geholfen, weil er die Wahrheit nicht übersehen hat, die in der Kritik an ihm laut geworden ist. Er schreibt selbst, dass er nicht wert sei, Apostel genannt zu werden – aber auch, dass er durch Gottes Gnade geworden ist, was er ist. Er weiß selbst, dass er bei seinem Missionseifer die Erwählung und die Hoffnung Israels nicht übersehen darf. Er gesteht selbst ein, dass sein Projekt, die Menschen im Glauben zu einigen, zu neuen Spaltungen führt.

Paulus erörtert diese Verstrickung als Tribut an die Sünde. Die schonungslose Härte seiner Religionskritik resultiert aus seiner Einsicht in das Unwesen der Sünde. Die geht weit über moralisches Fehlverhalten hinaus. Sie ist kein Verhängnis, aber eine allgegenwärtige Versuchung. Der Wille zur Selbstrechtfertigung durch Religion ist die größte Sünde, weil sie die Gottesliebe Mittel zum Zweck werden lässt. Paulus setzt bei den vielen weichen und harten Sünden an, die das Leben aller Menschen begleiten. Er nennt sie Übertretungen, weil sie vom Pfad der Tugend abweichen. Er kritisiert sie, weil sie ein Leben auf Kosten anderer organisieren. Aber er fragt nach dem Grund des Sündigens. Er antwortet, dass es eine große Sünde in den kleinen gibt: den Willen zur Macht, das Begehren, alles sich selbst zu nehmen, den Wunsch, wie Gott sein zu wollen. Weil es diese unheimliche Wurzel des Bösen gibt, ist Sünde nicht nur Untat, sondern auch Unheilsmacht, der kein Mensch entkommt, sondern jeder Mensch durch sein Fehlverhalten neue Nahrung gibt.

Den Nachweis führt Paulus im Römerbrief doppelt: am Gewissen der Heiden und am Gesetz der Juden. Beider Richtschnur ist gespannt, aber beider Wirkung ambivalent: Die Stimme des Gewissens ist klar, aber schwach; das Gesetz ist gerecht, wird aber in den Strudel der Sünde hineingezogen.

Diese Gesetzestheologie ist, bis heute, die paulinische Provokation im jüdisch-christlichen Dialog. Der Apostel redet das Gesetz nicht schlecht. Aber er hält dafür, dass es nicht rechtfertigen kann, weil es

diese Aufgabe – so Paulus in seiner riskanten Exegese – von Gott nie erhalten hat. Es dient dem Leben, aber dialektisch: Es wirkt als Spiegel, der die Übertretungen offenbart; es wirkt als Katalysator der Sünde, weil es den Reiz des Verbotenen ausübt; es wirkt als Schleier, der den religiösen Menschen davor bewahrt, in den Abgrund der Sünde zu blicken, in dem er umkommen würde, so dass aber der Sünder zum betrogenen Betrüger wird, wenn er meint, durch Gebotsgehorsam seine Sünden loszuwerden. Die Gesetzeskritik klärt die Notwendigkeit wie die Unmöglichkeit der Rechtfertigung. Das Böse ist nicht zu rechtfertigen. Es hat keinen Sinn. Wer dem Bösen verfällt, in welcher Weise auch immer, kann sich von ihm weder distanzieren noch dispensieren, sondern nur bekennen, dass er eine Rechtfertigung braucht, aber nicht bewirken kann.

Martin Walser schreibt: „Seit zweitausend Jahren wird gefragt, ob wir zu rechtfertigen seien durch das, was wir tun oder durch das, was wir glauben.“ Es ist Paulus, der diese Frage aufgeworfen und beantwortet hat, als gläubiger Mensch, als Jude, als Christ. Im Rückblick erkennt er die Verheißung der Rechtfertigung, die das Gesetz macht, weil es Gottes Weisung ist, als Versuchung, durch „Werke des Gesetzes“ gerechtfertigt zu werden: durch das, was ein jüdischer Mensch mit Gottes Hilfe tun kann, um die Gebote zu erfüllen, nicht nur dem Buchstaben, sondern dem Geist nach. Er kann der Versuchung nicht aus eigener Kraft widerstehen, sondern nur durch Gott, der den Menschen auch dann liebt, wenn er seinen Nächsten hasst, am übelsten mit Berufung auf Gott. So entsteht die Verheißung der Rechtfertigung, die gilt.

Paulus glaubt an Gott, indem er an Jesus Christus glaubt. Er sieht den Gekreuzigten – wie vor seiner Bekehrung – mit den Augen des Gesetzes als Verfluchten. Aber im Glauben sieht er den Verfluchten als Gesegneten – und mehr noch: als den Segnenden, weil er in ihm die abgrundtiefe Liebe Gottes selbst erkennt, die sich dorthin begibt, wo sich jene Gottesverehrung austobt, die über Leichen geht, und wo jenes Gesetz exekutiert wird, das nur die Verurteilung der Missetäter und die Belohnung der Gerechten kennt, aber keine Gnade, die eine himmlische Gerechtigkeit gewährt: die einzige Hoffnung für alle, die unter fremder und unter eigener Schuld leiden.

## III.

Martin Walser hat mit seinem Essay auf einen Schlag nicht nur alle Kulturphilosophen, sondern auch alle Theologen widerlegt, die den Eindruck haben, die Rechtfertigungsbotschaft sei überholt. Er hat ihre Humanität erkannt; er hat ihre Kraft entfaltet, die herrschende Politik und Religion zu kritisieren; er hat ihre Verbündeten identifiziert, vor allem die Literaten.

Aber Martin Walser würde unterschätzt, sähe man ihn nur als Apologeten des Apostels. Er fordert Paulus heraus, zumindest seine Exegeten. Denn er macht auch den Unterschied zwischen damals und heute klar, zwischen dem kanonischen Apostel und dem notorischen Zeitgenossen, ob er nun Kirchenmitglied ist oder nicht: Es ist der Unterschied zwischen der Gewissheit und der Ungewissheit des Glaubens.

Paulus analysiert die Versuchung und Verheißung der Rechtfertigung, die Unheilmacht der Sünde und die unendlich größere Macht der Gnade von der Warte eines gläubigen Menschen aus, der sich gerechtfertigt weiß: nicht wegen, sondern trotz seines Tuns, aber doch so, dass ab jetzt sein ganzes Denken und Reden, Handeln und Leiden, Wollen und Fühlen von diesem Glauben geprägt ist. Wie sieht er diejenigen, die nicht glauben? Wie diejenigen, die glauben?

Paulus lässt die Not der Sünde und der Rechtfertigung nicht an sich abprallen, sondern leiht ihr Stimme, indem er sich – im Glauben – mit den Sündern identifiziert: „Ich elender Mensch, wer wird mich aus diesem Leib des Todes retten?“ – so schreibt er den Römern, damit sie nicht denken, für sie sei die Frage nur Vergangenheit. Mehr noch: Paulus sieht im Leid der Schöpfung einen stummen Schrei nach Erlösung. Er bekennt, dass auch diejenigen, die glauben, nicht die rechten Worte wissen, wie sie beten sollen – aber dass sie, wenn der Heilige Geist ihnen die Worte eingibt, stellvertretend für alle beten, die nicht beten können. Das Vaterunser ist der Inbegriff dieses Betens, und die Kerzen in den Demonstrationen der untergehenden DDR sind vielleicht ihr Inbild.

Und was ist mit denen, die glauben? Nach Karl Barth müssen sie zur reinen Hohlform für die Gnade werden. Aber hieße das nicht, die Schöpfung zu verkennen? Martin Walser folgt dem dialektischen Radikalismus Barths, wenn er keinen Zusammenhang zwischen Evange-

lium und Kultur, Glaube und Religion gelten lässt. Paulus selbst war dialektischer als der Radikalismus. Gott ist der Schöpfer; er macht aus Nichts das Sein. So geschieht Rechtfertigung. Das hat Paulus an Abraham gesehen; Barth hat es an Paulus gesehen, und Walser hat es an Barth gesehen. Aber es wird ja niemand anderes gerechtfertigt als „Ich“, der ich mich nicht rechtfertigen kann, wenn ich mich auch rechtfertigen muss. Die Rechtfertigung ist eine neue Schöpfung; aber sie erschafft gerade mich neu – und die anderen, die glauben. Das ist nur in den Dimensionen von Tod und Auferstehung vorstellbar. Deshalb ist die Auferweckung des Gekreuzigten die einzig tragfähige Begründung der Rechtfertigung – und deshalb rechtfertigt der Glaube. Es ist ein Glaube, den Gott schafft, aber als den Glauben, den „ich“ habe, und nicht für mich allein. In der Konsequenz wird nicht nur jeder „Ruhm“, jedes Selbstbewusstsein, jede Ehre und Würde als nichtig, sondern darüber hinaus als real erwiesen: in Jesus Christus, der das wahre Ich der Glaubenden ist.

Das zu denken, fordert, in aller Demut, Gott selbst heraus. Paulus ist, soweit die Quellen sprechen, der erste, der die Theodizeefrage gestellt hat: im Römerbrief. Kann Gott gerecht sein, wenn es Sünde und Unglaube gibt, anders gesagt: nur die Not, sich rechtfertigen zu müssen, aber nicht die Erfahrung, gerechtfertigt zu sein? Paulus stellt die Theodizeefrage nicht mit dem Verdacht der Moderne, es könne Gott vielleicht gar nicht geben, sondern in der Glaubensgewissheit, dass es Gott gibt. Aber diese Gewissheit wird ihm eben zur Frage. Die Idee, mit Gott ins Gericht gehen zu wollen, lehnt er als Vermessenheit ab – die Lektion, die Hiob gelernt hat, macht er sich zu eigen. Aber deshalb ist er nicht mit sich im Reinen. Weil er gerechtfertigt ist, fragt er, wo die Gerechtigkeit bleibt. Er fragt es so, dass er keine Antwort weiß – nur die, dass jede Antwort falsch ist. Welche Frage mehr schmerzt, die moderne, die meint, Gott widerlegen zu können, oder die paulinische, die weiß, dass Gott so wenig bewiesen wie widerlegt werden kann, ist müßig. Indem Paulus es wagt, die Frage zu stellen, zeigt er, wie wenig sich der rechtfertigende Glaube vom Leid der Welt abschließt, wie sehr er sich vielmehr ihm öffnet und wie sehr er sich erschüttern lässt vom Leid der Welt, das sein eigenes ist. Paulus muss mit der Offenheit der Theodizeefrage leben – und kann es nur, weil er den rechtfertigenden Glauben als Hoffnung vergegenwärtigt, die gerade im Leiden entsteht und nur so Hoffnung sein kann.

Aus diesem Grund kann der Glaube, von dem Paulus spricht, immer nur der persönliche Glaube eines Menschen sein, der, in welchen Brechungen auch immer, von Gott ein „Du“ hört. Aber er kann nie ein Glaube sein, der vereinzelt, sondern immer nur einer, der verbindet: mit denen, die ihrerseits glauben können, glauben wollen, glauben dürfen – und die dann mitten unter denen stehen, die es nicht können, wollen oder dürfen. Dafür gibt es die Kirche. Barth hat das noch nicht im *Römerbrief*, sondern erst später, nach intensiven Gesprächen mit Erik Peterson – dem einzigen Antipoden, den Carl Schmitt ernstgenommen hat – in der *Dogmatik* ausgearbeitet, die er bewusst „kirchlich“ nennt. Es gibt die Rechtfertigung nur im „Ich glaube“ und im „Wir glauben“.

Martin Walser bleibt auf der persönlichen Ebene – nicht nur in seiner Rede, sondern auch in seinen literarischen Arbeiten, die immer wieder von Kirchen sprechen, aber als Sehnsuchtsorte für das Ich, das Gott vermisst. Für dieses Ich wird die Verheißung der Rechtfertigung zur Versuchung. Denn wo die Adresse des Betens fehlt, bleibt der Glaube ein Verlust. Wo jedoch der Verlust eingestanden wird, öffnet sich der Blick für jene Rechtfertigung, die auch in den Augen des Glaubens notwendig, aber unmöglich ist. Walser kann die Versuchung der Rechtfertigung erkennen, weil er sich Rat bei einem religiösen Menschen sucht, der deshalb aus der Konkurrenz, sich rechtfertigen zu müssen, ausgestiegen ist, weil er die „Not“ der Rechtfertigung nicht betäubt hat.

Wer Martin Walser mit Paulus liest, hat die große Chance, Paulus mit Martin Walser zu lesen, und sich dann zu fragen, wo die paulinische Verheißung, die der Apostel in der Versuchung gefunden hat, wieder zur Versuchung wird – und diese Versuchung neu zur Verheißung. Am ehesten so, dass Walsers Schlusswort nicht festgelegt wird, sondern offenbleibt: „Die Welt gehört unter die Haube“.